



Richard Arnold Bermann

Die Erben Timurs

Ein asiatischer Roman

andersseitig

Heiden doch nur bunte Steine barbarisch aufeinandergetürmt haben!«

Der Unbekannte zieht krampfhaft an Niccolòs Gürtel: »Bruder, er sieht mich nicht an, er verachtet mich, ich bin irgendein Sklave, dem er monatlich so und so viele Rupien auszahlen läßt, zum Versaufen! Und doch, Bruder, glaube mir, er ist nur ein wilder Tatar, und ich bin ein Christenmensch, und ein großer Baumeister, der größte, den es je auf der Welt gegeben hat.

Er ist nur ein wilder Tatar, und ich muß ihm gehorchen, wie er befiehlt. Er ist gewohnt, mit Reiterheeren in der Steppe umherzuziehen. Er läßt sich ein purpurnes Zelt aufschlagen, und daneben ein zweites Zelt, ein offenes, in dem er zu Gericht sitzt über seine Tataren und ihre verdammten geschorenen Köpfe abschlagen läßt. Da sitzt er hockebeinig unter einem großen Sonnenschirm, und vor ihm muß ein großer Platz sein, daß seine Reiter vorbeiziehen können mit Pauken und Fahnen und seine Elefanten an ihm vorbeitraben. Und dann kommt er aus seiner tatarischen Steppe zurück und ist zu faul geworden und zu verhurt, um weiter umherzuziehen, und will jetzt geruhig an *einem* Platz sitzen und Köpfe abschlagen. Da läßt er einen Christenmenschen kommen und verachtet ihn, und zeigt ihm einen großen Haufen Edelsteine: da, ungläubiger Hund, jetzt schlage mir mein Zelt auf, so daß es tausend Jahre steht! Statt der Purpurleinwand nimm blutroten Sandstein aus Fatehpur Sikri. Statt der weißen Zeltleinwand des Audienzzeltes nimm schneeweißen Marmor aus Dschaipur. Statt der Zeltplöcke mache Pfeiler. Hämmere in sie Saphire ein, daß sie blaue Blumen bilden, und Korallen und Rubine, daß sie wie rote Blumen sind. Statt meiner Zeltvorhänge sollst du Spitzenvorhänge aus durchbrochenem Marmor weben, daß das Licht sanft durchdämmern kann, nicht aber die Sonnenhitze. Den Hof, auf dem die Pferde meiner Tatarenhorde herumstampfen, umgib mir mit Arkaden, zäune mir ihn mit goldenen Gittern ein. Hier hast du einen Fluß; zwanzigtausend gepeitschte Sklaven sollen dir ihn ableiten, daß er Plätscherbrunnen bildet, Bäder in silbernen Becken. Hier, betrachte meinen Sonnenschirm. Den machst du aus vergoldetem Kupfer nach, setzest ihn auf mein Dach, auf meine Söller und Türme. Vergiß mir aber auf den roten Zinnen die Spieße nicht, damit ich abgeschlagene Köpfe auf sie pflanzen kann! Gehorche, Sklave, oder ich pflanze deinen Kopf zu den übrigen!«

Der Unbekannte seufzt tief und besoffen:

»Bruder, ich sage dir, er ist kein Christenmensch. Wenn er es wäre, würde er mich dann verachten? Bruder, ich sage dir etwas, ich bin der größte Baumeister, den es je gegeben hat. Sage mir nichts von Palladio, von Bramante, von Buonarroti selbst! Sie haben in einem ordentlichen Christenland ordentliche Christenbauten bauen dürfen, das ist nicht schwer. Ich versoffenes Schwein bin hierher unter die Tataren geraten, und ich habe die Paläste von Agra und Delhi gezeichnet, die Perlmoschee und die Tadsch Mahal!«

Der Mann hängt mit beiden Händen an Niccolò Manuccis Gürtel und schüttelt sich vor Schluchzen.

»Bruder, ich sage dir, er ist ein Tatar, ein Heide, aber es hat nie einen größeren Künstler gegeben als ihn. Es ist ja nicht wahr, er sitzt auf seinem Pfauenthron und befiehlt, ganz kurz und kalt: so soll es sein! So mache es! Nimm zehntausend Sklaven! Nimm Türkise von Tibet! Und ich, ein Christenmensch, stehe gebückt mit gekreuzten Händen vor ihm, und dann gehe ich nach Hause und besaufe mich und zeichne was und glaube, ich bin der größte Baumeister, den es je gegeben hat, und es ist ja nicht wahr, ich bin ein Haufen Dreck, nur er, er ist der große Künstler! Er hat den Vatikan nie gesehen und Sankt Peter und den Mailänder Dom und das Pantheon, er hat nie davon gehört. Ich habe das alles gesehen und studiert, als ich noch nicht so ein besoffenes Schwein war und meinen Heiland Jesus Christ noch nicht verleugnet hatte – –«

Der Unbekannte läßt Niccolòs Gürtel frei, der zuckt entsetzt zurück, bekreuzigt sich blitzschnell. Was hat der Mann da gesagt? Aber der Fremde spricht weiter.

»Und trotzdem sage ich dir, er hat ganz recht, daß er mich verachtet, denn er, er – er *träumt* die Gebäude, und ich führe sie aus, nach seinem kurzen, kalten Befehl. Ich bin ohne ihn nur ein Haufen Dreck. Er weiß gar nicht, wie ich heiße. Niemand weiß, wie ich heiße. Er sitzt da mit seinen abwesenden Augen, und denkt an die tote Frau, die schöner war als alle anderen Frauen. Da sieht er ihren Grabpalast: eine hohe Kuppel zwischen vier weißen Türmen, in einem Garten voll Wasserbecken und Nachtigallenbüschen, einen Sarg, mit Perlen bedeckt, hinter durchsichtigen Marmorschleiern, Blumenhecken aus Edelsteinen, schwere Tore aus Silber – – Er sitzt hockebeinig auf seinem Thron, mit einer großen Perlenschnur um den Hals und dem blitzenden Stein an der Reiheragraffe, hat den goldenen Spucknapf vor sich und streckt nachlässig die Hand aus: Fränkischer Sklave, bilde mir das! Zwei kurze kalte Worte, und dann gehe ich hin und besaufe mich und zeichne das, und er bedankt sich nicht, schickt mir jeden Monat die Rupien und manchmal einen seidenen Kaftan, der verfluchte Tatar, und ich sitze zu Hause und entwerfe die Perlmoschee und die Tadsch Mahal, und manchmal glaube ich, ich bin der größte Künstler der Welt und eigentlich ein Christenmensch, und er ist nur ein Tatar, der dasitzt und lausige Köpfe abschlagen läßt, aber es ist alles nicht wahr, ich bin ja doch nur ein Haufen Dreck, ein versoffenes Schwein, und er ist der größte Künstler, den es je auf der Welt gegeben hat. Bruder, setz' dich nur auf mich, mitten auf mein Gesicht! Bruder, ich sage dir ein Geheimnis, das sage ich niemand, alle wissen es und verachten mich: meinen Heiland Jesus Christ habe ich – –«

Der Unbekannte wendet sich mit einem Ruck von Niccolò Manucci ab, preßt sein Gesicht, dieses Gesicht, das Niccolò nicht gesehen hat, gegen die Wand und fängt krampfhaft zu wimmern an, lang, widerwärtig. Niccolò Manucci schüttelt sich vor Abscheu, schlägt für alle Fälle noch ein Kreuz, steht leise auf und macht sich unbemerkt davon.

Niccolò Manucci bleibt noch einige Zeit in der Wachtstube der Artilleristen.

Reuben Smith liegt unter dem Tisch und kann nicht mehr schimpfen; der holländische Hakim ist sehr aufgeräumt und erzählt offenherzige Geschichten: wie er diese dummen Heiden betrügt, indem er sie glauben macht, er könne Teufel beschwören; ein französischer Juwelier gibt Aufschlüsse über die Edelsteine im Schatz des Großherrs, wieviel Karat die Diamanten und Rubine auf dem berühmten Pfauenthron wiegen und aus welcher Mine der große Topas auf dem Turban Schah Dschehans gekommen ist; einer von den Deutschen, blutrünstig aufgelegt, erzählt Geschichten von martervollen Hinrichtungen und erlesenen Folterqualen.

Der junge Niccolò Manucci stellt hunderttausend Fragen; er will mehr hören, alles. Nachher, im Karawan-Serâi, wo er mit seinem Herrn, dem Gesandten Karl Stuarts, wohnt, bringt er, trotz der späten Nachtstunde, was er gehört hat, zu Papier: die Geschichte von dem Menschenfett; daß die Prinzessin Dschehanara Liebhaber empfangen soll, was der alte Kaiser Dschehangir einmal in der Trunkenheit sagte, sowie daß wahrscheinlich früher die Chinesen über Indien geherrscht haben – – –

Als er schon ganz müde ist vom Schreiben und schlafen gehen möchte, fällt ihm zu guter Letzt noch der betrunkene Unbekannte in der Diwanecke ein, der Mann, der so viel von Bauwerken geschwätzt hat, von der Tadsch Mahal und der Perlmoschee. Niccolò hat die Zechkumpane gefragt, ob dieser Mann wirklich, wie es scheint, ein auf ewig verdammter Renegado ist und wie er denn heißt. Man hat es ihm gesagt. Aber wozu sollte nun Niccolò Manucci den Namen eines besoffenen Steinmetzen, der Gott verleugnet hat, notieren?

Er tut es auch nicht. Er gähnt und geht schlafen.

V

Roschanara Begum ist Schah Dschehans jüngere Tochter. Dschehanara, die ältere, erinnert ihn an die Schönheit ihrer Mutter, Roschanara nur an ihrer Mutter Tod. Groß ist die Liebe zu Dschehanara, doch Roschanaras gedenkt sein Herz nicht. Minder geehrt als die Schwester und wenig geliebt, lebt sie dahin, und ist voll Bitterkeit.

Die Begum-Sahib, Dschehanara, hat ihr eigenes Haus, das ein Palast ist, strahlend wie Sonne und Mond. Sie wohnt außerhalb der Zitadelle, in königlicher Freiheit. Roschanara Begum lebt eingeschlossen, eingekerkert fast, in den Frauengemächern des Königs, und haßt ihre Schwester, haßt ihren Bruder Dara und wartet.

Jetzt, da es Nacht ist, halten Verschnittene mit blanken Säbeln in den Gärten des Harems Wache. Doch Roschanara hat Gold; und die fette Hand des Eunuchen Faridun ist dem Golde offen wie die Lotosblume dem Morgentau.

Faridun heißt er: »Groß-unter-den-Kleinen«. Unter den Kleinen ist er sehr groß. Wenn er die Hand öffnet und die Augen schließt, sind die Augen der Untereunuchen nachtblind.

Im Garten der Begum ist ein fremder Mann. Es begibt sich nicht zum erstenmal.

Er hockt, ein dunkler Umriß, auf dem Rasen, vor einem kleinen Erker, den ein Gitter aus unendlich verschlungenen Ranken und Blumen von weißem Marmor verschließt. Jetzt beleuchtet ein Mondstrahl die dunkle Gestalt, den wilden Kopf. Siehe, es ist der Fakir, Aurangzebs geheimer Bote.

Er regt sich nicht, horcht atemlos auf gemurmelte Worte. Hinter dem Marmorgitter, im tiefsten Schatten, steht etwas Unbestimmtes, ein langer weißer Schleier. Ein verhüllter Arm regt sich, eine goldene Knöchelspange klirrt. Eine leise Frauenstimme flüstert. Nun antwortet der Fakir, rasch, inständig. Keine frommen Redensarten, kein Singsang aus dem geoffenbarten Koran. Die Zeit ist kostbar.

Der Fakir sagt: »Vernimm ferner, o Herrin der Muselmanen, daß auch Emir Dschumla in den Schatten deines Bruders Aurangzeb getreten ist. Er ist reicher als Suleiman, Sohn Davids. Mit seiner Hilfe wird Aurangzeb gewaltige Heere werben, kriegstüchtige, heldenhafte – –«

Die Frauenstimme durch das Marmorgerank klingt zweifelnd. Ist Emir Dschumla nicht nach Dschehanabad gekommen, eben diese Reichtümer vor die Füße des Königs zu streuen? Morgen im Diwan wird der Emir dem Padischah den größten Diamanten überreichen, den Hindustan je leuchten sah, einen wahren Berg des Lichts. Jeder weiß es, jeder spricht davon. Wenn das Herz des Persers bitter wäre gegen Schah Dschehan, würde er diesen Schatz aller Schätze nicht eher Aurangzeb gespendet haben?

Der Fakir, mit einem Kichern: »Sicher sind die Schatzkammern Schah Dschehans stark gewölbt mit festen Toren. Alles, was sie umschließen, und auch der Berg des Lichts, wird bald unseres Gebieters sein, des heiligen Mannes, dessen Hände Kummer und Sorge entfernen, Aurangzebs. Du weißt es, o Königin!«

Roschanara Begum weiß es. Aurangzeb, der Mißtrauische, verheimlicht ihr allein keinen seiner Pläne, ihr gegenüber gibt er nicht heuchlerisch vor, nur für seinen Bruder Murad den Thron zu erstreben. Aurangzeb vertraut sich dem Haß dieser Frau an, weiß, daß dieser Haß treuer sein wird als alle Liebe. Und daß Roschanara den Palast ihrer Schwester besitzen will und ihren königlichen Vorrang, den Titel Begum-Sahib, und Freiheit, Freiheit.

Jetzt sagt sie: »Melde in Aurangabad, daß ich wachsam bin. Sprich: sie ist eine Gefangene in den Frauengemächern, – so ist sie im Innern des Palastes, eine Verbündete, die das Tor öffnen wird. Sprich zu Aurangzeb: fürchte dich nicht vor Dara, sein Herz ist voll Nichtigkeit. Er hätte dich längst zerschmettern können, denn Schah Dschehan liebt ihn. Aber Dara ist verblendet; seine Augen wurden trübe, als er ein Ungläubiger wurde. Damals, als unser Bruder Aurangzeb in den Dekkhan wollte, zum Krieg gegen Golkonda, hat nicht Dara selbst den Vater gebeten, es ihm zu gestatten, ihm das Heer anzuvertrauen? Oh, Schah Dschehan ist nicht blind, er ist nur alt geworden und krank. Damals sprach er zu Dara: ›Du bittest für eine giftige Schlange. So sieh dich vor, daß dir ihr Gift einst nicht schade!«

Der Fakir preßt sein Gesicht an das Marmorgitter. Sie flüstern.

»Mahabet Khan schwankt«, sagt Aurangzebs Bote. »Er ist unter den Emiren der wichtigste. Ihn gewinnen heißt, von den Pfeilern des Pfauenthrons Schwert, Schild und Keule herabreißen – –«

Die flüsternde Stimme des Fakirs stockt, zögert. Dann rast sie einher wie ein heißer Wind: »O Herrin, du weißt die Geschichte Mahabet Khans. Daß Dschehanara Begum einem geringen Sklaven Gunst erweist, dem unreinen Götzendiener Dulera, dem Sohn der Tänzerin, das ist ein glühendes Eisen in Mahabets alte Wunde. Nichts anderes könnte seine Trägheit stacheln. Gefiele es meiner Herrin, mir mehr darüber zu sagen – –«

Die verschleierte Frau hinter dem Gitter grollt auf wie eine Tigerin: »Hündischer Bettler, sie ist eine Tochter aus dem Hause Timurs, was wagst du?«

Der Fakir wird auf einmal geschmeidig, er spricht ganz leise, rasch, viel. Er haucht durch das Gitter Worte, die jene gerne hört; gewichtige Versprechungen Aurangzebs, Roschanara soll unter den Frauen Hindustans, der ganzen Welt die erste werden, die geehrteste, erhaben über Aurangzebs Gemahlinnen. Alles, was jetzt ihrer Schwester Dschehanara gehört, soll sie haben.

Man weiß, weshalb Dschehanara das Ohr ihres Vaters mit Lobreden für den